

Abscheu vor dem Paradies

Christina Thürmer-Rohr

Ich gehe nicht davon aus, dass wir ›in der Krise‹ stecken. Wer es dennoch tut, meint: Die Lage ist zwar ernst, aber es wird wieder; durch eine Krise muss man durch. Nach jeder Talsohle geht's wieder aufwärts. Auf Regen folgt Sonne und auf Sonne folgt Regen, und schließlich: durch Nacht zum Licht.¹

Das Wort Krise lenkt ab vom Zustand der Erde und der Menschen: vom atomaren Mord, der durch menschliches Tun und Erfinden möglich geworden ist. Wir befinden uns weder in der Krise noch bereits in der Hölle.

Diese Gegenwart ist kontinuierlich vorbereitet worden mit der Herrschaft von Männern über Frauen, Reichen über Arme, Freien über Abhängige, sogenannten Zivilisierten über sogenannte Nicht-Zivilisierte. Und in diesem 20. Jahrhundert gab es Vor- und Einübungen, die kaum eine menschliche Phantasie sich bis dahin auszudenken getraut hat. Der Ausrottungsfaktor hat sich vertausendfacht. Was wir jetzt erfahren, ist Folge einer Vorgeschichte, in der Menschen, Männer und Frauen, offensichtlich nicht in der Lage waren, die Verbrechen ihrer jeweiligen Gegenwart zu erfassen, und in der sie zwischen ›Gut‹ und ›Böse‹ so schlecht unterscheiden konnten.

Es ist nicht die Wiederkehr eines schon dagewesenen Zustands. Vielmehr machen die Fakten, die geschaffen worden sind, diese Zeit einmalig und erstmalig. Die patriarchale Sucht nach All-Macht ist aus dem Stadium der Vorbereitung und bloßen Hoffnung in das Stadium der Umsetzung getreten. Die vollkommene Vernichtungsmaschinerie ist auf der Erde anwesend, das Wissen über ihre Herstellung ist im menschlichen Gehirn gespeichert, ist sein

¹ Dies ist eine überarbeitete und gekürzte Fassung des gleichnamigen Aufsatzes, der erstmalig vor fast 40 Jahren in der Dokumentation der 7. Sommeruniversität für Frauen erschienen ist (Thürmer-Rohr 1984). 1987 wurde er in dem Essayband *Vagabundinnen* wieder abgedruckt (Thürmer-Rohr 1987), der 1999 als erweiterte Ausgabe neu aufgelegt wurde (Thürmer-Rohr 1999).

Besitz mit und ohne Abrüstung, mit und ohne Stationierung atomarer Waffen, mit und ohne Sicherheitsmaßnahmen. Gesiegt hat eine politische Logik, die Symptom einer moralischen Deformation ist, einer schweren Kopfkrankheit.

Kaum zuvor haben Menschen einen derart glasklaren Einblick in Resultate patriarchaler Herrschaft präsentiert bekommen. Alle haben die Möglichkeit, das volle Ausmaß der Ungeheuerlichkeiten, die auf der Erde vorgehen und vorgegangen sind, zu sehen. Niemand kann mehr sagen, er oder sie habe nichts gewusst. Dabei ist der Ton der Verkündigung dahin. Eigentlich ist alles schon gesagt. Die verbalen Münzen sind abgewertet, die Worte abgegriffen, nur Hüllen. Alle reden vom Frieden, aber niemand weiß, was Frieden ist. Niemand hat einen nichtvergifteten Frieden, eine Erde ohne Waffen, ohne Krieg oder Kriegsdrohung jemals erfahren. Meine Generation wurde im Nationalsozialismus geboren, stammt ab von nationalsozialistisch denkenden oder handelnden Vätern oder auch Müttern, weiß vom millionenfachen Menschenschlachten in den Weltkriegen, von Vernichtungslagern, von Hiroshima, Nagasaki, von Kriegen der ›Dritten Welt‹ mit tatkräftiger Unterstützung durch die sogenannte erste Welt, bis hin zu den gegenwärtigen Abschreckungsverbrechen, die legal circa 60 Tonnen Sprengstoff TNT auf die Köpfe jedes einzelnen Menschen der Nato-Länder und derjenigen des Warschauer Paktes angehäuft haben. Auch wenn das alles bekannt ist und viele es nicht mehr hören wollen: Die Diskrepanz zwischen diesen Fakten und unseren Reaktionen ist unmäßig. Die Antworten bleiben meist konventionell, gefesselt und unverhältnismäßig anständig. Der Lage angemessen wäre ein Verhalten, das unsere gebahnten und disziplinierten Gewohnheiten sprengt.

Unter diesen Voraussetzungen stellt sich vieles in Frage, woran wir vorsichtig glaubten und lautstark appellierten. Das Bild vom Menschen, der zwar immer wieder auf Abwege kommt oder Umwege macht, sich aber letztlich doch vernünftig entscheiden kann, dieses Bild vom lernfähigen Wesen, das in der Lage ist, Konsequenzen aus Fehlern und selbstangestelltem Unsinn zu ziehen, wird zur Fratze oder zum Luxusexemplar der Phantasie. Das Vertrauen ist dahin.

Seit der aufgeklärten Verabschiedung eines vorgeschriebenen Gottesglaubens sollten Neugier und Erkenntnishunger sich bedingungslos der Wirklichkeit zuwenden. Hoffen auf Angstminderung, hoffen auf eine fortschreitende Lösung der Rätsel des Daseins, auf eine wirksame Steuerung der in ihrem Funktionieren unerkannten Gefährte des Lebens der Staaten und Gesellschaften, hin zum Besseren. Heute ist jeder neue Einblick in die Realitäten, jedes

weitere Durchschauen von Zusammenhängen, jede weitere Information, die wir aufnehmen, von der Befürchtung begleitet, weiteres Wissen könnte weiteres Verschlimmerungswissen sein.

Die monströse Bösartigkeit der Fakten unserer Zeit verleitet zur Flucht. Sie führt, den Vorbildern unserer Tradition folgend, viele in die Versuchung, mit urzeitlichen oder endzeitlichen Glücksvorstellungen zu sympathisieren. Dabei steuert die Dürftigkeit und Kurzfristigkeit real erfahrbaren Glücks auf frühere oder zukünftige Phantasieorte zu. Das Beängstigende und Mangelhafte der Gegenwart schafft ein flehendes Bedürfnis nach Verwöhnung, nach Sonne und Milde, nach heilen Menschen, die die quälende Menschenverachtung lindern könnten. Himmelreich, Garten Eden, Ewiges Leben, Nirwana, Utopia, Walden, Walden Two, Sonnenstaat, Gottesstaat, Goldenes Zeitalter, Sozialinseln, Frauenland, Schlaraffenland, ein Leben, das den Tod nicht mehr vor sich, sondern schon hinter sich hat.

Das menschliche Elend ist immer die größte Hilfsmacht der Utopisten gewesen. Paradiesvorstellungen waren tröstlich, ihre Verordnung heilsam, ihr Klima beruhigend. Die Überwindung des hässlichen Menschen und die Beendigung der missratenen Verhältnisse – das geschieht in der Zukunft, auf die wir alle hoffen, oder das geschah in der Vergangenheit, in die wir zurück möchten – jedenfalls ganz woanders, später, wenn ich groß bin, später, wenn ich alt bin, später, wenn ich tot bin; früher, als ich klein war, früher, als es noch keinen Sündenfall gab, noch keine Klassengesellschaft, noch keine Männerherrschaft und noch keinen Overkill. Das Leben wird aus der Gegenwart heraustransportiert, sie erfüllt die Wünsche einfach nicht. Die abendländischen Zukunftsorientierungen haben eine Konstitution kreiert, für die die Hoffnung auf bessere Zeiten, auf ein besseres Leben oder Ende unentbehrlich ist. Erst die Hoffnung hält bei der Stange, beschwichtigt, lässt durchhalten, füllt Lücken, hilft die Unzumutbarkeiten irgendwie zu überbrücken, macht duldsam und den Blick unscharf und schließlich jederzeit zur Flucht aus der Gegenwart und zum Sprung ins Irrationale bereit.

Die hoffnungsreichen Paradiese sind aber gespenstische Projekte. Ihr Wunschleben ist nie Wirklichkeit geworden. Auch wenn in ihnen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft ist, haben die im Nirgendwo angesiedelten Idealwelten keine anhaltende, keine auf die Realität überschäumende Kraft bewiesen. Die himmlischen oder auf irdische Geographien gerichteten Träume waren auf dieser Welt nicht unterzubringen. Die utopischen Konstruktionen blieben merkwürdig öde und flach.

Die Paradiese gerieten immer wieder zu statischen Idyllen, zu Orten von eigentümlicher Langeweile und Biederkeit, von dürrer Harmonie.

Zum Beispiel die Paradies-Bilder »The peaceable Kingdom«, in über 100 Varianten von dem amerikanischen Künstler Edward Hicks (1780-1849) gemalt: Wilde Tiere sitzen harmlos neben ihrer Beute, ein Löwe, ein Rind, ein Tiger, eine Ziege, ein Affe, ein Lamm, dazwischen menschliche Kleinkinder und kindliche Frauen. Allesamt starren sie bewegungslos, großäugig und sanft in die Gegend, in einen sauberen Garten Eden, in dem alle friedfertig wie an den Erdboden gefesselt erscheinen. Ein Paradies.

Solcher beschaulichen Unterwerfung ist ganz und gar nichts abzugewinnen, auch nichts dem unveränderlichen Augenblick in einer falsch verstandenen »Natur«. Frauen kennen das. Das ist kein Paradies. Das ist Stillstand, Stagnation, Erstarrung, ein unausstehlicher, erstickter Zustand. Da gibt es keine Lebensspuren von wirklichen Kreaturen, keinen Zusammenhang mit wirklichen Menschen, ihren Verrücktheiten, Lastern und dramatischen Träumen, ihren unberechenbaren Ausbrüchen und ihrem gelegentlichen Gelächter.

Es fällt offenbar schwer, sich Paradiese vorzustellen, in denen wir wirklich leben wollen. Wir können aus unseren diesseitigen Vorstellungswelten gar nicht herauspringen. Und weil alle Vorstellungsmöglichkeiten und Begrifflichkeiten, die wir zur Verfügung haben, auf diesseitigen Erfahrungen basieren, sind unsere Paradiese auch kein Blick ins Jenseits. Die phantasierten Paradiese bleiben Laboratorien. Die Menschen werden zu Automaten, Fiktionen, »keine ist wahr, keine geht über den Wirklichkeitsgrad einer Strohpuppe hinaus«. Eine Gesellschaft von Marionetten. Die Erfinder »sind ganz und gar nicht eingeweiht ins Dasein, in die Kunst, vor sich selbst zu erröten« (Cioran 1979: 96-97).

Wir sollten mehr an das Ende eines Tages als an das Ende der Welt denken. Wir sollten die Paradiese auf sich beruhen lassen. Es sind keine Zufluchtsstätten. Wir haben nur eine Welt, und das ist diese. Wir sollten versuchen, in dieser Zeit *hoffnungslos gegenwärtig* zu leben.

Diese Zurückweisung des Prinzips Hoffnung stößt weithin auf Unverständnis. Sie verletzt nicht nur die Liebe zu Illusionen, sondern offenbar einen zentralen Lebensnerv, vor allem von Frauen. Der Abschied ist aber unumgänglich. Er betrifft zum Beispiel den ehrwürdigen Philosophen der Hoffnung, den großen Tröster und Aufmunterer, Ernst Bloch. Sein Werk gilt als Stärkungsmittel in schweren Zeiten, als Wegzehrung in der Wüste: Wir sollen das Hoffen lernen (Bloch/Reif 1982). Im Hoffen allein sei die Befreiung des Menschen zu finden. Mit »militantem Optimismus« geht der undogmatische

Marxist den Wegen der Hoffnung auf eine neue Gesellschaft nach in einer Zeit, die den Aufbruch spürt. Sein universalistisches Werk ist beflügelt vom »Noch-Nicht«, von der heraufkommenden Zukunft, vom weltschöpferischen Schwung, vom noch unerhellten utopischen Aufkommen der Welt: eine Philosophie der Hoffnung »an der Front des Weltprozesses« (Bloch 1959: 227ff.).

Für Ernst Bloch ist Columbus einer, der nach dem verlorenen Paradies suchte. Dabei unterschlägt er allerdings, dass diese Paradiessuche immer wieder zum Anfang von Eroberungs- und Unterwerfungszügen geworden ist. Die Paradiесе abendländischer Männer – und ihrer später gern nachgeholten Frauen – waren zum Beispiel ihre großen und kleinen Kolonien. Bloch nennt sie nicht Stätten des Raubs, der Anmaßung, der Vergewaltigung und des Mordes, sondern geographische Utopien, irdische Paradiесе, nachdem das himmlische Paradies sich als nicht auffindbar erwiesen hatte. Südseeinseln, Indien, Afrika, Gold und Edelsteine: Nach Bloch waren es Antizipationen eines glückhaften Endzustands. Titanengleich stürmt der Mensch Mann aus dem Elend seiner Gegenwart heraus, um das Mögliche, die vor ihm liegenden Dinge herauszubringen.

Zeitgenössisches Sturmbeispiel ist der millionenträchtige Prostitutions-tourismus des weißen Mannes zu Thailänderinnen, oder der blühende Frauenhandel von Ländern der ›Dritten Welt‹ an die Bars und Bordelle westlicher Industrienationen, wobei westdeutsche Männer zu den Hauptabnehmern des Rohstoffes Frau gehören.

Ernst Bloch beschrieb die kleinen Wunschträume und alltäglichen Hoffnungsbilder häufig geschlechtsspezifisch. Dabei hielt er seine eigenen Zuschreibungen offenbar nicht für sexismusverdächtig, sondern für einen Ausdruck jugendlich-bürgerlicher Ausschweifungen und als solche für Varianten des Prinzips Hoffnung: Der Junge wünsche sich auf den Gipfel eines Baumes, das Mädchen unter den Schrank, der Junge laufe dem Dudelsackspieler nach, um in die Fremde zu gelangen, das Mädchen hoffe auf Einbrecher, die es mitnehmen; Jungen wünschensich aufs Kriegsschiff mit elektrischen Kanonen, »Mädchen arbeiten an ihrem Vornamen herum wie an ihrer Frisur«, um sich »pikanter« für den Mann zu machen (Bloch 1959: 22ff.).

Die Beschreibungen sind durchsetzt von Metaphern aus der Kriegs- und Eroberungssprache: »Frontbewußtsein«, »an der Front des Weltprozesses«, »Hoffnung genau an der Front«, »Schlachtfelder«, »Sieg«, »Niederlage«, »Pulver zum Schuss bereitlegen«, auf dem Meer und Herr sein wollen, an allen Küsten der Erde allgegenwärtig sein, die »Erdkarte neu verteilen« wollen, den Platz an der Spitze anstreben, als »erster durchs Ziel« gehen; Instrumen-

talstimmen einer Sinfonie »schießen vorwärts«, mit dem Tod verbindet sich »Jagdtrieb«. Und der Aufgang der Sonne muss beschleunigt werden ... (Beschleunigt und an Schönheit übertroffen wurde er allerdings durch die erste Explosion einer Atombombe, die heller als tausend Sonnen leuchtete und nach dem ästhetischen Geschmack vieler amerikanischer Augenzeugen das schönste Naturereignis übertraf.)

Eine solche Sprache ist verräterisch. Sie spiegelt exemplarisch eine Hoffnung, die mit phallokratischen Aufbruchphantasien gespickt ist – die Selbstverständlichkeit des Zugriffs, Anmaßung, Ignoranz, Selbstüberschätzung abendländischer Akteure und ihr blindes Vertrauen in ihresgleichen: Hoffen und Haben, Hoffen und Stürmen, Hoffen und Besitzen, Hoffen und Beherrschen, Hoffen und Vereinnahmen, Hoffen und Zugreifen, Hoffen und Vorgeifen, Hoffen und Eingreifen, Hoffen und Angreifen.

Trotz dieser Offensichtlichkeiten meint Bloch: Die wertvollsten menschlichen Eigenschaften seien an die Fähigkeit zur Hoffnung geknüpft, sie sei auf jeden Fall revolutionär (Bloch 1977: 124). Diese Hoffnung hat uns aber nicht lebenswürdigen Paradiesen nähergebracht, sondern der Ausrottung und Selbstausrottung, den Gewalttaten der Erkenntnis und dem moralischen Kretinismus. Erfindungen gerieten zur Waffe. Die Intelligenz konzentrierte sich auf Strategien der Herrschaftssicherung und -erweiterung, auf Abschreckungssysteme, Feindforschung, Spionage und Geheimdienste, kriegerrische Aufklärung, Propaganda, Volksverführung und -verdummung.

Das ist normales patriarchales Denken, das sich in jedem Fall auf sein Vorwärtstreben und Vorwärtsfühlen etwas zugutehält, eine Normalität, die sich als mörderisch erwiesen hat. Offensichtlich wurde immer das Falsche gehofft.

Auch »normale« Frauen sind zu Expertinnen der Hoffnung geworden, ein Expertentum mit traditionell weiblichen Inhalten. Versorgen, zusammenhalten, sparen, aufsparen, bescheiden, verteilen, zurückhalten, immer im richtigen Maß, damit alles in Gang und in Ordnung kommt und in Ordnung bleibt. Die Misere der eigenen Existenz soll das Maß des Erträglichen möglichst nicht überschreiten. Das ist zu regeln, unermüdlich das private Morgen und Übermorgen im Auge, die Träume vom besseren Leben. Und wenn es Konflikte gibt: Hoffen, dass sich alles wieder einrenkt, hoffen, dass die Situation zu retten ist, hoffen, dass alles so schlimm nicht wird. Das traditionelle Ordnungssystem von Frauen ist ihr Hoffnungssystem. Ihr Mitfühlen, Mitdenken, Vorausdenken, Begleiten, Beschränken, Rechnen, Aufrechnen, Lenken, Billigen, Missbilligen, Kontrollieren, Verurteilen, Vorurteilen ist darauf

gerichtet, aus dem kleinen Stückchen Welt der Familie, der Bezugsgruppe, der ›Beziehung‹ eine stabile, nicht störbare Einheit zu schmieden, aus der niemand ausbrechen darf – zukunftsicher hoffentlich –, eine pausenlose Ausrichtung der Antennen, eine permanente Anspannung auf das hin, was die ›Nächsten‹ sichtbar tun und vorhersehbar tun werden; vorwegnehmende, wechselnde Bündnisse, allzeit bereites Einspringen, um die vordergründige Harmonie vorläufig zu retten und das Hoffnungssystem nicht zu stören. Und alles auf dem Boden frauenmoralisch einwandfreier Schutzmechanismen, eines blauäugigen Vertrauens – oder auch eines versteckten Ekels, der wie das Vertrauen der Wirklichkeit ausweicht und sich das Anstößige vom Leib halten möchte.

Die Geschlechtergeschichte hat Frauen im Allgemeinen dafür qualifiziert, sich zuständig zu sehen für ein auf Hoffnungen basierendes Gleichgewicht, für einen allerdings selten giftfreien privaten Frieden. Die entsprechenden jahrhundertelangen Anstrengungen waren offenbar erfolgreich.

Aber dieses Hoffen ist gefährlich. Um unter Gewaltbedingungen den guten Ton und das Klima der guten Hoffnung zu wahren, sind gestörte Wahrnehmungen und heillos verzerrte Realitätsbilder unentbehrlich – ein Abschalten, das vor Abschieden schützt, und ein Wegsehen, das das Leiden an der Realität lindert wie eine Arznei.

Um das Hoffen dennoch zu retten, heißt es wie eine moralische Drohung: Wer auf die Hoffnung verzichtet, verzichtet auch aufs Handeln; »wenn man keine Hoffnung hat, ist kein Handeln möglich« (Bloch 1977: 124). Diese Behauptung geht davon aus, dass Motivation und Kraft zum Handeln aus der Vision eines gelungenen Finales kommen, dass wir Trost und Stimulation also aus dem Noch-Nicht beziehen könnten statt aus dem Jetzt, das uns alles Notwendige vor die Füße legt.

Aber warum sollten wir uns weiterhin von einem »Es-wird-noch-werden« stimulieren lassen? Warum dieses Festklammern an Hoffnungen, die die moralische Misere dieser Kultur nicht transzendieren, sondern weiter befestigen? Warum sollten diese Hoffnungen den Weg zur »Humanisierung« bereiten und ausgerechnet heute das Menschliche der Menschen ausmachen? Diese Welt berechtigt nicht dazu. Mit dem Auseinanderklaffen von Vorstellung und Wirklichkeit müsste etwas anderes anzufangen sein. Und auch falls es einen realen Grund zur Hoffnung gäbe: Er ginge uns sozusagen nichts an. Wir haben etwas anderes zu tun.

Wir brauchen keine Paradiese. Und wir brauchen keine Hoffnung, um zu wissen, was wir wollen und nicht wollen und was wir zu tun haben. Wir brau-

chen keine Jenseits-Vertröstung, auch keinen Lohn für unsere Geduld und unser bereitwilliges Vertrauen in ein gutes Ende.

Die Zeit der Veränderung ist die Gegenwart, in der die Wirklichkeit sich unserer Einwirkung noch nicht entzieht. Auf sie sollten wir uns konzentrieren, auf diese Strecke Zeit, auf die wir Einfluss nehmen können und in der die Dinge noch nicht unveränderbar in die Vergangenheit abgewandert sind: die Zeit, in der wir noch Möglichkeiten haben zu handeln. Ein Recht auf Hoffnung haben nicht wir, sondern haben die, denen alle Möglichkeiten geraubt wurden.

Unerträglich bleibt die Aussicht, dass wir unsere Möglichkeiten in der uns bleibenden Zeit verpassen, dass unser Handeln hinter unserer Empörung zurückbleibt. Es geht darum, ganz auf dieses Leben gerichtet zu sein, das Gegebene zu erfassen: um Auflehnung gegen die Verhältnisse ohne Täuschung und ohne Aufschub.

Wir haben auf nichts zu warten.

Literatur

- Bloch, Ernst (1959): *Das Prinzip Hoffnung*. Band I, Frankfurt a.M.
- Bloch, Ernst (1977): *Tagträume vom aufrechten Gang*. Sechs Interviews. Frankfurt a.M.
- Bloch, Karola/Reif, Adalbert (Hg.) (1982): *Denken heißt Überschreiten*. In *memoriam Ernst Bloch*. Frankfurt a.M.
- Cioran, E.M. (1979): *Geschichte und Utopie*. Stuttgart.
- Thürmer-Rohr, Christina (1984): »Abscheu vor dem Paradies«, in: *Dokumentation der 7. Sommeruniversität für Frauen*. Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma, Berlin, S. 365-383.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): »Abscheu vor dem Paradies«, in: *dies., Vagabundinnen*, Berlin, S. 21-37.
- Thürmer-Rohr, Christina (1999): »Abscheu vor dem Paradies«, in: *dies., Vagabundinnen* (erweiterte Ausgabe), Frankfurt a.M., S. 26-44.